Grünberger  Wochenblatt.

18. Jahrgang. №. 41.

Redaction: Dr. W. Levysohn.

Freitag den 14. October 1842.

Zum 15. October 1842.

Ein Name tönt von jedem Munde
Im ganzen weiten Preußenland,
Ein Name wird zu dieser Stunde
Von allen Lippen nur genannt:
Dein Name ist's, der überall
Im Herzen findet Wiederhall.

Vom Niemen bis zum fernen Rheine
Ein Volk reicht freudig sich die Hand,
Ein treues Volk, es ist das Deine,
Dein Name ist das feste Band,
Das hier in Deinem großen Reich
Uns Preußen machet Brüdern gleich.

Zum Himmel steiget unser Flehen
Für Dich, der Du des Volkes Zier,
Daß wir noch lang' Dich bei uns sehen,
Das ist's, o Gott, das bitten wir:
Das fleht von Dir zu dieser Stund'
Ein ganzes Volk mit Herz und Mund.

Die Brüder.

Erzählung aus der sächsischen Geschichte des Jahres 1446.

(Fortsetzung.)

Als der Frohnvoigt fort war, sprach der Bürgermeister zu Frau Bernd: „Hab' ich vorhin recht gehört? Wie heißt Euer Mann? Woher stammt er?"

„Mein Mann —" versetzte die Frau — „heißt mit seinem wahren Namen Melchior Weller und ist Euer leiblicher Bruder. Euretwegen hat er sich Bernd genannt und die Verwandtschaft mit Euch gegen Jedermann verheimlicht. Der Häuer Dittel hat ihn fälschlich angeklagt. Er und nicht mein Mann ist der Silberdieb."

Jetzt wurde die vorhin blinde Gerechtigkeit des Bürgermeisters plötzlich sehend. Er sah ein, daß es allerdings gut gethan sei, den Gefangnen vor dem Verhör zu sprechen, so wie, daß es eine unerträgliche Schande für ihn selbst wäre, würde sein Bruder in des Henkers Hände gegeben. Er gebot der Frau und ihren Kindern Stillschweigen und versprach dagegen, sich seines Bruders thätig annehmen zu wollen. Wirklich begab er sich sogleich in die Frohnfeste, in deren elendestem Gemache der arme Bernd schmachtete. Es war hier so dunkel, daß der Bürgermeister seinen Bruder, obschon dieser das entstellende Pflaster weggenommen hatte, nicht würde wieder erkannt haben, wäre dieß nicht durch den Ton der eignen Stimme geschehn, welche dem Bürgermeister wie seine vorkam. Auch glichen die beiden Brüder an Gestalt, Größe und Gesicht einander täuschend, nur daß des Bergmanns Antlitz bleicher als das des Bürgermeisters war.

„Kennst du mich, Bruder Nicol?" redete jener den Eintretenden an.

„Leider, ja!" versetzte dieser. „Nur Noth hast du mir in deinem Leben gemacht, jetzt aber die allergrößte."

„Und womit?" fragte Melchior gekränkt. „Hab' ich je Anspruch auf deine Macht, deinen Reichthum oder Einfluß gemacht? Hab' ich nicht immer mein Brot ehrlicher Weise verdient und gethan, was Christenpflicht ist? Damit mein Sohn Wilhelm etwas Tüchtiges lerne und mehr als ein armer Bergmann werde, plage ich mich mit Frau und Töchtern redlich, ohne jemanden beschwerlich zu fallen. Und ist es so unerhört oder meine Schuld, daß ein Elender mich fälschlich anklagen konnte?"

„Ach, hättest du dem Kerl lieber den Mund auf ewig verschließen lassen, als du ihn über dem Diebstahle ertappt hattest —" sprach der Bürgermeister ärgerlich.

„Ich hatte Mitleiden mit ihm —" versetzte Bernd — „hoffte, ihn zu bessern —"

„Was da!" rief der Bürgermeister hitzig — „kein Mitleiden! keine Schonung! Du siehst, was dabei herauskommt. Wüßt' ich nur dießmal einen Ausweg zu finden — einen ganzen Silberkuchen wollte ich daran wenden."

„Wirklich?" versetzte Melchior bitter — „bin ich dir so theuer?"

Der Bürgermeister überhörte in tiefen Gedanken diesen Vorwurf. „Es muß gehen —" sprach er vor sich hin — „Dippolt muß ihn entwischen lassen; ich versehe ihn mit einigem Gelde; er flieht in ein fremdes Land, läßt Weib und Kinder später nachkommen. Gefunden!" rief er triumphirend.

„Das thu' ich nimmer!" sprach Melchior bestimmt — „um dein selbstwillen nicht. Meinest du, es werde verschwiegen bleiben, in welch' einer nahen Beziehung ich zu dir stehe? Man wird dich als Richter verdächtigen, deine Ehre antasten, dich wohl gar vom Amte jagen. Glaube mir: der grade Weg ist auch hier der beste. Du bekennst frei und offen, daß du mein Bruder bist, für meine Schuldlosigkeit bürgest und —"

„Da höre ich den alten Trotzkopf wieder, —" fiel ihm Nicol in's Wort — „der Alles besser wissen will. Glaubst du, ein bloßer Häuer, mehr zu verstehen als dein Bruder, der hochweise Bürgermeister von Freiberg?"

Hier polterten eilige Tritte den langen Gang von der Zelle daher und verhinderten eine Entgegnung von Seiten Melchiors, welche seinen Bruder gewiß nur erbittert haben würde.

„Gestrenger Herr Bürgermeister!" rief es draußen ängstlich — „ach, gestrenger Herr Bürgermeister! o große Noth!"

Die Thüre that sich auf, ein athemloser Rathsdiener und der Frohnvoigt traten ein. Beiden war das Entsetzen aus allen Gesichtszügen zu lesen.

„Was giebts denn? ihr Unglücksvögel!" sprach der Bürgermeister betroffen.

„Der Feind hat die Stadt überrumpelt —" keuchte der Rathsdiener.

„Die Kurfürstlichen haben alle Thore besetzt —" fuhr der Voigt fort.

„Der Kurfürst selbst ist an der Spitze der Feinde —" rief wieder der Rathsdiener.

„Er hält auf dem Markte —“ schloß der Voigt — „und begehrt Eure und der Rathsherren Gegenwart.“

Dieß war nun freilich eine Nachricht, über welche man des Bruders gefahrvolle Lage und jede andere Angelegenheit vergessen mußte. Keines Wortes mächtig stürmte der Bürgermeister aus dem Gemache, seine Leute ihm nach. Gewiß geschah es absichtslos, daß es keinem von ihnen beifiel, die Thüre hinter dem Gefangenen zu verwahren, welcher, obschon er vorhin von einem Entweichen nichts hatte wissen wollen, der Versuchung nicht zu widerstehen vermochte und daher das Weite suchte. Melchior beschloß, wenigstens seine Familie noch einmal zu sehen und dann ruhig abzuwarten, was Gott weiter über ihn verhängen würde. Er fand bei seinem Austritte aus der Frohnveste die ganze Stadt im Aufruhr. Alles lief bunt durcheinander. Die Weiber flüchteten, die Kinder jammerten und schrieen, die Kaufläden wurden geschlossen, auch hörte man bereits hier und da Thüren gewaltsam einschlagen, und sah die Soldaten in einzelne Häuser eindringen. Bernd fand seine ärmliche Wohnung verlassen. Er wußte nicht, daß seine Familie auf dem Heimwege von seinem Bruder in das allgemeine Gedränge gerathen war und wie eingekeilt auf dem Marktplatze sich befand.

Hier hielt Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige inmitten seiner Ritter. Speere, Schwerter, Helme und Rüstungen blitzten, Federbüsche weheten, Reiter jagten ab und zu, einzelne Schüsse krachten in den Straßen und in den Lärm tönten die Klänge der fruchtlos geläuteten Sturmglocke.

„Schönberg!“ sprach Friedrich zu einem vornehmen Ritter — „wer plündert, wird ohne Gnade gehenkt. Ihr sorgt dafür, daß das Eigenthum der Bürger unangetastet bleibe. Ein Anderes wär's, hätten wir die Stadt mit Sturm nehmen müssen. Ach, sieh da, die Rathsherren von Freiberg!“

Paarweise naheten dieselben, an ihrer Spitze der Bürgermeister voranschreitend. Wenn diesmal die sonst so zierlichen, faltenreichen Halskrausen und die übrige Amtskleidung des hochweisen Magistrats nicht in der gewöhnlichen Ordnung befunden wurden, so trug die alleinige Schuld hiervon der große Schreck, welcher über Alle gekommen war.

„Ihr Herren —“ redete der Kurfürst die tief vor ihn sich neigenden Rathsmitglieder an — „die gute Stadt Freiberg ist nun mein geworden. Fortan gehört mir nicht mehr blos die Hälfte der Silberausbeute zu, sondern ganz. Ihr habt mir, im Namen der Stadt, als euerm neuen Herrn und Gebieter den Eid der Treue abzulegen. Solltet ihr euch deß wider Vermuthen weigern wollen, wird die Stadt als eine eroberte betrachtet und behandelt, ihr aber als Widersetzliche mit dem Leben bestraft. In einer Stunde erwarte ich euch hier wieder. Treffet indeß eure Anstalten, so daß ihr das Wohl der Stadt und euer Leben wahret.“

Stumm wanderten die Herren fort. Tiefe Bestürzung lag in ihren Zügen. Als sie vor dem Rathhause angekommen waren und der Bürgermeister, dießmal selbst des Rathes bedürftig, seine Collegen gedankenlos anblickte, nahm der Viertelsmeister Derdtel für ihn das Wort.

„Liebe Amts- und wahrscheinlich auch bald Todes-Brüder! lasset uns jetzt heimgehen in unsre Wohnungen, um mit Gott und unserm Gewissen Rechnung abzuschließen und uns noch einmal mit den Unsrigen zu letzen. In einer halben Stunde spätestens treffen wir uns auf dem Rathhause wieder, unsern, Gott verhüte es, letzten Gang anzutreten. Habe ich in Eurer Seele gesprochen, Herr Bürgermeister?“

Stumm nickte dieser mit dem Haupte und die Gesellschaft trennte sich.

O Himmel! wie so gar schnell und schrecklich ist doch oft der Wechsel des menschlichen Glückes! Jetzt befand sich der Bürgermeister in gleicher Lage mit seinem armen Bruder, ja, fast in einer noch schrecklicheren — denn, wo war hier eine Ausflucht zu ermöglichen? Jener büßte höchstens ein kümmerliches, schwergedrücktes Dasein ein; er aber dagegen ein hohes Amt, Frau, Kinder und die geliebten Silberkuchen! Zwar gab es ein Mittel, dem Untergange zu entrinnen; doch damals galt der Eid noch etwas. Er schauderte vor dem Gedanken an einen zu begehenden Eidesbruch, und dazu hatte der Viertelsmeister so bestimmt sich über den zu fassenden Entschluß ausgesprochen, daß ihm hierin gar keine Wahl blieb. Tiefsinnig schritt er seine Stube auf und ab, starrte seine Frau an, welche mit ängstlichen Fragen in ihn drang, wies seine weinenden Kinder von sich, schloß seine Truhe auf und überblickte trostlos seinen Silberschatz, der ihm jetzt nicht helfen konnte. Eine Viertelstunde war auf diese Weise verstrichen und noch immer kein fester Entschluß gefaßt. Da trat sein Bruder Melchior ein, welcher erfahren hatte, daß seine Frau und Kinder vor dem Bürgermeister einen Fußfall hatten thun wollen und solche daher hier aufzusuchen kam. Auch zu seinen Ohren war

die Bedingung gedrungen, welche der Kurfürst dem Magistrate gestellt hatte. Ueber der allgemeinen Noth vergaß er jetzt der seinigen.

„Was wirst du thun, Bruder?“ redete Bernd den Bürgermeister an.

Dieser sah auf und, alles Andere vergessend, erwiederte er: „Ach, Melchior! du hattest doch sonst manchen gescheidten Einfall — rathe mir, wenn du kannst, und ich will dich fürstlich belohnen.“

„Hier kann kein Zweifel statt finden, was du zu thun hast —“ versetzte Melchior. „Du mußt deinen Unterthaneneid halten, den du deinem Fürsten zugeschworen hast.“

„Aber die Drohung des Kurfürsten!“ klagte Nicol.

„Ist vielleicht nur eine Drohung. Und selbst, wenn sie mehr als dieß wäre, kannst du nicht anders. Wenn der sanfte Friedrich schon einen verweigerten Eid mit dem Tode zu bestrafen droht, was wird, meinest du, der strenge Herzog Wilhelm auf einen gebrochenen Eid thun? Das Kriegsglück ist launenhaft wie jedes andere, und Wilhelm wohl eben so tapfer und stark als sein Bruder. Wer bürgt dir dafür, daß Freiberg nicht schon in den nächsten Tagen wieder in Wilhelms Gewalt sein könne? Und was wird dann dein Lohn sein, bist du treulos und meineidig gewesen?“

Der kalte Angstschweiß trat auf des Bürgermeisters Stirn: „Du hast recht!“ seufzte er. „Aber, wenn nun der Kurfürst seine Drohung wahr macht? Ich bin noch gar nicht vertraut mit dem Gedanken an den Tod. Du, der du ihn alle Tage jetzt vor Augen hattest, kannst leicht von ihm reden. Ach, das Leben ist so schön! So wenig habe ich mein Glück erst genossen! Nur noch einige Jahre wünscht' ich zu verleben, meine Kinder etwas größer zu ziehen, ihnen einiges Vermögen zu hinterlassen —“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Die Auswanderungen nehmen zu, meldet die Dorfzeitung, aber jetzt nicht mehr von Europa nach Amerika, sondern umgekehrt. Die ausgeflogenen Vögel kehren wieder heim. In England kommen täglich Schiffe mit Menschen an, die aus den vereinigten Staaten zurückkehren. Die Rückfahrt ist wohlfeiler, da sie ohne Gepäck wieder kommen und die schweren Erfahrungen nicht angerechnet werden.

*Der preußische Husarenwachtmeister in der Lenore wollte mit seinem Mantel begraben sein; der französische Marschall Moncey hätte auch so klug sein sollen. Die Erben verauctionirten dessen Uniform, Binde und Mantel. Den letztern erstand ein Trödler in Paris und um ihn theuer los zu werden, hing er ihn in seiner Bude mit einem Zettel „Mantel des Marschall Moncey“ aus. Das wollten nun die stolzen Verwandten nicht leiden, und so ist ein Mantelkrieg ausgebrochen, aus welchem der französische Kriegsruhm schwerlich viel neue Lorbeeren erwarten dürfte.

*Rowland Hill, Pastor in Birmingham, wurde über jede Störung während des Gottesdienstes mit Recht ärgerlich. Eines Sonntags war seine Kirche gedrückt voll, als er mitten in der Predigt auf der Emporkirche eine ungewöhnliche Bewegung wahrnahm. Ein Zeitlang nahm er davon keine Notiz. Endlich aber, als die Bewegung immer größer wurde, hielt er inne und rief: „Was giebt es dort? Es scheint, der Teufel ist unter Euch gerathen!“ Ein schlichter Landmann antwortete: „I nun, der Teufel ist's just nicht, der uns zu schaffen macht, 's ist ein Weibsbild, das ohnmächtig geworden und weil's ein recht fettes, liebster Herr, will sie sich gar nicht sputen, wieder zu sich zu kommen.“ „So so, wenn's das ist,“ antwortete Hill, „so bitte ich das Frauenzimmer um Verzeihung und — den Teufel auch!“ —

*Ein Herr Longchamps in Paris will die Pferde statt mit Hafer mit Haferbrot und Kartoffeln füttern. Er hat dem Kriegsminister vorgeschlagen, zur Probe drei Monate lang 30 Pferde auf diese Art zu füttern und berechnet, daß durch seine Methode für die Pferde der französischen Armee jährlich 12 Mill. Franks (über 3 Mill. Thlr.) erspart würden.

*Bei dem großen Feuer in Liverpool kam ein wirklich lächerlicher Umstand vor. Aus einem Speicher wurde eine große Masse halbverbrannter Kaffee auf die Straße hinaus geworfen, aus dem Feuermeere floß das hineingespritzte Wasser heißgeworden heraus und schwemmte auf der Straße den gerösteten Kaffee nebst geschmolzenem Zucker mit fort, so daß trinkfertiger Kaffee entstand. Der Pöbel hatte dies kaum bemerkt, als er auch sogleich über diesen zufällig gekochten Kaffee herfiel, mit Hüten und Händen ihn aufschöpfte und ihn trank.

Druck und Verlag von W. Levysohn.